

Von alten schwäbischen Geigenbauern

Von Hermann Mall

Daß unser schwäbisches Volk auf allen Lebensgebieten tüchtige Leistungen aufzuweisen hat, ist bekannt. Aber unsere Schwabenheimat als Geigenbauland anzusprechen, das ginge zu weit. Dafür sind andere Gebiete maßgebend, z. B. im mitteldeutschen Raum Markneukirchen und Klingenthal (entstanden durch die während der Gegenreformation ausgewanderten protestantischen Bewohner der böhmischen Orte Graslitz und Schönbach, wo schon im 16. Jahrhundert Lauten und Geigen hergestellt wurden), oder im Süden Mittenwald (Klotz) und die Tiroler Geigenbaugebiete, z. B. Absam bei Innsbruck, wo einst der berühmte Jakob Stainer arbeitete.

Aber wenn auch die Zahl der schwäbischen Geigenbauer nicht sehr groß ist, so muß doch gesagt werden, daß unter diesen wenigen treffliche Meister sind, die ausgezeichnete Instrumente zu bauen verstehen. Ich denke dabei zunächst an die Stuttgarter Firmen Gärtner, Hamma und Sprenger, deren Instrumente weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus berühmt sind. Außer diesen jetzt noch schaffenden Geigenbauern gibt es noch andere „Dynastien“, die leider keine Nachfolge mehr haben, aber einmal einen guten Namen hatten. Und gerade diesen möchte meine Arbeit nachgehen.

Im Beethoven-Museum in Bonn ist eine Viola zu sehen, auf der einst der junge Beethoven spielte. Dieses Instrument ist schwäbischen Ursprungs. Sein Erbauer ist ein gewisser *Straub* aus Röttenbach. Ein Vorfahre dieser Familie wanderte im 17. Jahrhundert aus Füssen, einst Mittelpunkt des deutschen Geigenbaus, nach Friedenweiler im Schwarzwald in der Nähe von Neustadt. Der Holzreichtum dieser Landschaft mag dazu beigetragen haben, daß diese Familie 200 Jahre lang im Geigenbau tätig sein konnte. Nicht umsonst hat der im Jahre 1798 geborene *Johann Georg Straub* den Beinamen „der Geigenhannes“ geführt. Die Angehörigen der Familie *Straub* bauten recht gute Instrumente und wanderten mit ihnen in die Donauländer, auch den Rhein hinunter nach Holland. Irgendeiner der Familie wechselte eines Tages von Friedenweiler hinüber ins benachbarte Röttenbach, einem kleinen Bauernort an der Grenze zwischen Schwarzwald und Baar.

Mit dem obengenannten „Geigenhannes“, der im Jahre 1854 starb, erlosch die Schwarzwälder Geigenbaukunst. Ein ganzes Jahrhundert ging vorüber, bis ein neuer Meister den Geigenbau in Röttenbach zu neuem Leben erweckte. Es war dies der am 3. Dezember 1907 in Röttenbach geborene Lehrersohn *Joseph Bier*. Sein 85jähriger Vater, *Oskar Bier*, der als Pensionär in Röttenbach lebt, stellte mir in dankenswerter Weise die nötigen schriftlichen Unterlagen zur Verfügung, um über seinen Sohn einigewissenswerte berichten zu können.

Wie das bei Lehrerskindern so Brauch ist, wurde der Sohn *Joseph* schon in jungen Jahren durch seinen Vater in Musik ausgebildet. Der kleine Sohn konnte seinen Vater bald an der Orgel vertreten, auch Klavier und Geige waren ihm bald vertraute Instrumente. Als die Berufsfrage auftauchte, brachte der damalige Röttenbacher Pfarrer die Entscheidung: *Joseph* sollte Geigenbauer werden. An Ostern 1922 kam er in die Lehre zu dem berühmten Geigenbauer *Adolf Romer* in Freiburg. Versehen mit den besten Zeugnissen ging der junge Geigenbauer *Joseph Bier* nach der Lehrzeit zunächst auf die Wanderschaft. Er wollte immer noch mehr lernen. Auf seinen Wanderungen kam er zu *Philipp Keller* nach Würzburg, der zunächst auf der Kgl. Musikschule sechs Jahre lang studierte und sich erst später aus besonderer Neigung heraus dem Geigenbau zuwendete. Bei dem berühmten niederländischen Meister *Johann Stüber* in Den Haag hatte er Gelegenheit, alte deutsche Meisterinstrumente kennen zu lernen, die in jener Zeit von den Holländern sehr gerne gekauft wurden.

So ausgerüstet mit guten Kenntnissen kehrte *Joseph Bier* im Jahre 1929 in seine Heimat Röttenbach zurück. Im Dachstock des alten Schulhauses richtete er sich eine Werkstätte ein und fing an, die ersten Instrumente ganz nach seinen Plänen zu gestalten, versuchte auch, alte Meistergeigen nachzubauen. Außer Geigen fertigte er auch Bratschen und Celli aus dem Holz der Röttenbacher Wälder. Das richtige Holz zu finden, war ihm ein besonderes Anliegen. Er suchte Fichten- und Ahornstämme, die auf kargem Sandboden gewachsen waren und dichte Jahresringe zeigten. *Joseph Bier* legte Wert darauf, daß das Holz, das er brauchte, nur zwischen dem Weihnachts- und Dreikönigsfest geschlagen wurde, weil später schon der neue Trieb einsetzte. So wichtig wie die Auswahl des Holzes und die Ausarbeitung des Geigenkörpers war ihm die Lackierung der Instrumente, denn diese soll die Elastizität des Holzes erhalten und das Instrument veredeln.

Als guter Geigenbauer verstand er auch, alte Instrumente, die durch irgendwelchen Unfall zerstört waren, zu reparieren, wie z. B. jene Guarneri – Geige eines großen Künstlers, die durch einen Autounfall in 12 Teile zerprungen war. Mit viel Geduld und Liebe wurde sie wieder derart sauber zusammengesetzt, ohne daß irgendwelche Schäden zurückblieben.

Als der kleine Raum im Schulhaus nicht mehr ausreichte, zog der Meister ins sogenannte „Herrenhäusle“ in der Mitte des Dorfes und arbeitete dort mehr als drei Jahrzehnte in der Stille und Abgeschiedenheit seiner Heimat. Seine Instrumente gingen hinaus in die Welt und lösten überall, wo sie hinkamen, höchste Befriedigung aus.

Leider ist dieser Geigenbauer des Schwarzwaldes am 24. Oktober 1960 gestorben und mit ihm ist die letzte Ära des Rötenbacher Geigenbaus zu Ende.

Auch die südliche Ecke unseres Schwabenlandes hat gute Geigenbauer aufzuweisen. In Wangen im Allgäu fertigte der Geigenbauer und Landwirt *Kasper* gute Instrumente, ebenso *Fridolin Dillenz* in Ulm und der Lehrer *Zimmermann* in Justingen auf der Schwäb. Alb. Im oberschwäbischen Laupheim begegnet uns die Geigenbauerfamilie *Sandherr*, die ihren Stammsitz auf dem Kirchberg der Stadt Laupheim hat.

Der erste Vertreter der Familie, ein *Joseph Sandherr*, lernte zunächst als Orgelbautischler, hat aber vor allem Zithern gebaut. Die Zither ist ja heute noch im Vor-alpengebiet das beliebte Hausmusikinstrument. Auf „Schusters Rappen“ reiste er durch halb Europa, teils um noch zu lernen, teils um seine Zithern zu verkaufen.

Sein Sohn Adolf lernte bei *Joseph Anton Haff*, einem wohlangesehenen und geschickten Augsburger Geigenbauer, der sich den Cremonenser Meister *Stradivari* zum Vorbild nahm. Im Jahre 1871 übernahm *Adolf Sandherr* die väterliche Werkstatt in Laupheim. Er war im ganzen Oberland bekannt als ein geschickter Reparatteur von Geigen.

Alle seine drei Söhne wurden Geigenbauer. Leider sind die beiden jüngsten schon gestorben. Der älteste, *Joseph Sandherr*, annähernd 80 Jahre alt, war in der Lehre bei dem berühmten Geigenbauer *Giuseppe Fioreni* in München. Ob seiner hervorragenden Leistungen war *Joseph Sandherr* schon in jungen Jahren in leitender Stellung bei großen Firmen in Berlin, München und Dresden. Hier gelang es ihm, im Jahre 1920 eine eigene Werkstatt zu eröffnen, die leider bei den Fliegerangriffen im zweiten Weltkrieg vollkommen zerstört wurde. Aber der tapfere Schwabe ließ sich nicht unterkriegen. Er zog in seine Heimat Laupheim und begann dort auf dem Kirchberg von neuem. Um seine Werkstatt mit den notwendigsten Ein-

richtungsgegenständen zu versorgen, ging er, schon 62 Jahre alt, viermal heimlich über die Grenze im Osten. Einmal wurde er „geschnappt“. Da er aber ein Schreiben der Stadt Dresden bei sich führte, in dem ihm bescheinigt wurde, daß es sich bei *Sandherr* um ein kulturförderndes Unternehmen handle, wurde er freigelassen. Beglückt zog er nach Hause auf seinen Kirchberg. Weil der Arbeitsraum dort allmählich zu klein wurde, hat der Meister seine Werkstatt in ein neues Heim in der Richard-Wagner-Straße verlegt und dort arbeitet er unentwegt weiter, neue Geigen bauend und alte Meistergeigen reparierend. Das Jahr 1950 brachte ihm eine große Anerkennung. Bei einem Wettbewerb in Detmold wurde unter 42 Geigen eine von ihm gefertigte unter die sechs besten eingereiht.

Überall, wo ernsthaft musiziert wird, in Kammermusik-kreisen, Orchestern und beim Rundfunk, werden gerne *Sandherrgeigen* gespielt.

Nachdem ich nun versuchte, auf zwei altschwäbische Geigenbaufamilien aufmerksam zu machen, die ganz bescheiden aus dem Hintergrund hervorleuchten, wäre die Frage am Platz, ob es im schwäbischen Raum heute noch aktive Geigenbauer gibt, auch so im Verborgenen blühend wie die obengenannten Familien. Diese Frage müßte mit einem freudigen „Ja“ beantwortet werden. Unter den bekannten und unbekannten Meistern möchte ich zwei ausgezeichnete Geigenbauer nennen, deren Instrumente es mit vielen sogenannten Meistergeigen aufnehmen können. Es wäre dies der Geigenbauer *Eugen Wiech* in Reutlingen und der in Immenstaad am Bodensee lebende Tonkünstler und Geigenbauer *Otto Nesch*.

Weil es sicher im Schwabenland noch manch andere solche in aller Stille schaffende Meister gibt, so wäre es einmal an der Zeit, eine Geschichte des schwäbischen Geigenbaus zu schreiben. Und wenn diese Arbeit irgendeinen Liebhaber der Geigenbaukunst zu einem solchen Tun anreizen könnte, so hätte sie ihre Aufgabe erfüllt.

Melancholie

Regenschwer liegt Park und Hag,
Sonne nicht mehr scheinen mag.
Immerfort die Tropfen fallen,
Wecken dumpfes Widerhallen.

Bäume, Sträucher senken schwer
Haupt und Zweige immer mehr.
Selbst die munt'ren Vögel schweigen,
Ihre Trauer zu bezeigen.

Nebel ziehn und wallen auf.
Grau erscheint des Tages Lauf.
Und im Flug der schwarzen Krähen,
Schwingt ein Lied vom Untergehen.

Hans Keffler